

Nr. 238. Bromberg, den 16. Oktober 1931.

Ines und Juliane.

Roman von Brünhilde Hofmann.

(3. Fortsetzung.)

„So?" meint Vitry, ziemlich uninteressiert.

Ines wird daraufhin rot. Was dachte er sich eigentlich? Das war doch ein merkwürdiger Ton — und dazu dieser merkwürdige Blick!

Aber da fragte er plötzlich: „Dr. de Hemptin vielleicht?" Dabei lächelte er auf eine Art, die Ines nur noch mehr aufbringt.

„Jawohl", bestätigte sie feindselig. „Aber was geht das schließlich Sie an?"

„Nicht mehr, als daß ich, um ihn zu sprechen, nach Europa gekommen bin."

„Sie?" Ines hat sich vorgebeugt. „Haben Sie etwa heute an ihn telegraphiert?"

„Keine Spur! Wer hat denn telegraphiert?" erkundigte sich Vitry aufmerksam.

Jenes merkte das zwar und ist gewitzigt genug, um zu wissen, daß sie von Berufswegen keine Auskunft geben sollte. Aber es ist da ein Punkt, der ihre eigene Neugier beschäftigt, und deshalb äußert sie so nebenher: „Eine gewisse Juliane."

„Tatsächlich?" Er scheint vollkommen im Bilde zu sein; aber Ines nützt das wenig, wenn sie nicht mehr herausbringt.

„Wer ist denn eigentlich Ihr Chef, Durchlaucht, von dem Sie vorhin sprachen?"

„Josaphat Mackenzie", antwortete der Prinz. „Aber das ist für Sie wahrscheinlich kein Begriff."

Daß dies ein Versuchsballon sein könnte, geht Ines diesmal nicht gleich auf. „Und ob!" bestätigte sie erregt. „In Adelaide nicht? Standard-Company — klotzig reich; Hochfinanz, sozusagen. Wir haben doch schon für ihn gearbeitet. Bei dem sind Sie also angestellt, Durchlaucht?"

„Ja — als Generalsekretär!" Vitry putzt emsig sein Monokel mit einem Taschentuch.

Also Generalsekretär ... Das ist immerhin eine große Sache. Ines nippte bedächtig an ihrem Glas. „Gold —", sagte sie dann. „Kunststück!"

„Wie?"

„Da muß einer doch reich sein!"

„Nicht immer gesagt, Fräulein Ines."

Ines stellt das Glas, aus dem sie zwischen den einzelnen Sätzen kleine Schlucke getrunken hat, auf den Tisch zurück. Über den Rand hinweg hat sie dabei Vitry sehr genau beobachtet. „Wieso?"

„Es kann auch schief gehen. Selbst mit Gold."

„Hm," macht Ines. „Tut es das bei Ihnen?"

Der Prinz wird kühler. „Bei uns nicht. Wir sind die erste Gesellschaft drüben."

„Da stimmt es wohl, daß Ihr Chef millionenschwer ist?"

„Natürlich — das ist er. Stimmt vollkommen!"

„Wenn man sich schon einen richtigen Prinzen zum Generalsekretär leisten kann!" bohrt Ines beharrlich weiter. „Das ist wohl ein fabelhafter Posten, den Sie da haben, Durchlaucht? Sonst hätten Sie ihn sicherlich nicht angenommen?"

„Wohl kaum". Dabei erinnert sich Vitry sehr genau der Umstände, unter denen er die Bekanntschaft Josaphat Mackenzies gemacht hat. Das war, als er kleiner Empfangschef im Metropol in Newyork war, fünf Weltsprachen fließend beherrschte und sonst noch einige Kenntnisse besaß, die Josaphat Mackenzie abgingen, der damals eben anfing Geld zu machen. Allerdings nicht in Goldminen-Shares, sondern in Alkohol. „Ich kann nicht klagen," fügte er wahrheitsgemäß hinzu. „Sie interessieren sich offenbar für Goldgewinnung?"

„Ja — das tut doch jeder."

„Mit mehr oder weniger Erfolg. Ich glaube, daß Sie Erfolg hätten — wenn auch nicht im Spiel!"

„Sie kennen wohl das Terrain der Standard-Minen ganz genau?"

Vitry ist sich über den Sinn der Ablenkung nicht ganz klar. „Ich denke, ja. Warum?"

„Ist da die ganze Umgebung sehr wertvoll?"

„Ganze Umgebung ist ein weiter Begriff," stellt der Prinz umsichtig fest. Die Aussprache bewegt sich in Bahnen, die von ihm keineswegs vorgesehen waren. Wohin aber die Fragen dieser Frau auch zielen mochten — jedenfalls war es geboten, die Führung zu behalten. „Sie haben wohl ein bestimmtes Terrain im Auge? Hat sich vielleicht Ihr Chef dort angekauft?" sondiert er aufs Geratewohl.

„Das müßten Sie doch wissen!" gibt sie ihm treffend zurück.

„Es gibt auch Mittelsmänner in diesen Dingen." Er denkt dabei sofort an Molitor, der als einziger in Betracht käme.

Dasselbe tut Ines auch. „Mittelsmänner?" Sie lächelt unschuldig. „Na, nehmen Sie mal an, Durchlaucht, ich hätte einen!"

„Tue ich ohne weiteres. Für welche Frau wäre der Mann kein Mittel zum Zweck?"

„So meine ich das natürlich nicht," wehrte Ines schwach ab. „Außerdem ist das nicht wahr."

„Nicht?" Vitry läßt seinen sorgfältig bearbeiteten Scheitel ein wenig nach der linken Schulter sinken. „Unsereiner denkt sich das meistens. Aber es ist ja schön, wenn es nicht zutrifft; besonders schön in diesem Falle. Ich stelle mich gern um. Sie können mir doch offen sagen, um wen es sich handelt! Ich weiß es nämlich doch: Es kann bloß einer sein."

Obwohl der Anschein leichter Heiterkeit beiderseits gewahrt wird, heften sich die Blicke gespannt ineinander. Beide Hirne arbeiten fieberhaft, um die gebotenen Chancen einigermaßen richtig abzuschätzen. In dieser Pause tritt der Kellner an den Tisch, füllt die Kelche frisch. Dann ist es so still, daß man den Schaum am Glasrand leise knistern hört. Der Prinz hebt sein Glas. Es ist eine Aufforderung.

„Also — ja," meint Ines leichthin. „Der ist es!" Dann trinkt auch sie, mit einer gewissen Hast, die Vitry nicht entgeht.

Er ist jetzt ganz ruhig. „Gut", sagt er. „Wir wollen hier keine Namen nennen. Ich bin bereit, Ihnen innerhalb gewisser Grenzen Auskunft zu geben — falls Sie ein berechtigtes Interesse an einer bestimmten Frage haben."

Das hatte Ines. „Ich bin mit dem Betreffenden verlobt."

Vitry öffnete den Mund. Er wollte zu sich selber „Donnerwetter" sagen; Seine Zunge gehorcht ihm jedoch augenblicklich zu den Worten: „Dann allerdings . . ." Dabei senkt er die Augen und beschäftigt sich mit seinem Zigarettenetui.

Ines bemerkte trotz ihrer Erregung, daß es aus Gold ist und eine Krone aus Brillanten an der oberen Ecke trägt. Er hält es ihr geöffnet hin. „Danke," sagt sie mechanisch. Sie ist zwar nicht gewöhnt zu rauchen, zumal nicht in öffentlichen Lokalen dieses Stils, aber es scheint ihr dazuzugehören.

„Sie wollen nun natürlich gern wissen, was das betreffende Terrain wert ist?" hört sie Vitry sagen. „Leider muß ich Ihnen da eine Enttäuschung bereiten. Unsere Gesellschaft hat seinerzeit den Ankauf abgelehnt, weil die Probebohrung unergiebig blieb. Der jetzige Inhaber will das Risiko selbständiger Ausbeutung wagen. Fragt sich nur, ob er die Mittel dazu aufbringt. Und selbst, wenn —" Eine skeptische Schulterbewegung ersetzt den unausgesprochenen Schluß. Mackenzie hätte vor der Diplomatie dieser Sätze kapituliert, in denen die Wahrheit zur Irreführung benutzt wurde.

Ines schweigt. Sie starrt in ihr geleertes Glas.

„Sie verstehen?"

Als ob er nicht sähe! „Das ist doch klar."

„Nun ja. Aber schließlich — ich möchte da keine Folgen heraufbeschwören; man erlebt zuweilen Überraschungen — besonders früher war das häufig der Fall."

Eine steile Falte zeigte sich auf Ines Discails Stirn. „Lassen Sie nur!"

„Gut," stimmt Vitry erleichtert zu. Immerhin ist ihm die Situation nicht angenehm. So ganz ist ihm die skrupellose Parole des Du-oder-ich, die den Aufstieg Josaphat Mackenzies kennzeichnete, doch noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen. „Reden wir nicht mehr von den leidigen Spekulationen! Gold allein macht auch nicht glücklich. Tanzen Sie, Fräulein Discail?" Eigenhändig füllt der Prinz noch einmal die Gläser, daß sie sprudelnd überschäumen.

Ines hat die Enttäuschung, die eben noch ihr Gemüt verdunkelte, ebenso rasch hinuntergeschluckt. Warum auch den Abend nicht genießen? Mit merklicher Befreiung atmet sie auf. Die Farm in der Sanct-Vincent-Bucht, die eben noch grau und beängstigend vor ihrer Seele stand, versinkt. Mit ihr das schemenhafte Bild eines Verlobten, den sie seit drei Jahren nicht gesehen hat und der mit seiner hartnäckigen Treue dort auf sie wartet. Mochte er! Es war schließlich seine Sache; das Weitere würde sich schon finden . . . Sie aber tanzte gern — zumal mit einem leibhaftigen Prinzen, der ganz danach aussah, als ob er ein guter Partner sei.

Als das Paar durch die Halle zum großen Ballsaal hinübergeht, drehen einzelne Herren die Köpfe; Damen machen einen schmalen Mund und heben die Lorgnons.

Nur Juliane ter Steegen blickte den beiden mit unverhohlener Neugier nach und ihren Onkel an. „Du, sag mal, Eugen, wer war denn das? Kennst du sie? Bißchen gewagte Aufmachung; aber eine schöne Frau, nicht?"

„Hm," macht Eugen de Hemptin. „Jawohl — ich kenne sie. Es ist meine Sekretärin." Die Ironie seines Gesichtsausdrucks bekommt einen sarkastischen Einschlag. „Ich möchte bloß wissen, was sie da für einen fabelhaften Kavalier hat!"

„Das kann ich dir nun wieder sagen," erklärte Juliane lachend. „Wenn ich mich nicht irre, Prinz Vitry."

•

Juliane, aus Gewohnheit Frühaufsteherin, ist auch an diesem Morgen in ihrem Ostender Hotelzimmer mit dem Tagesgrauen aufgewacht, obwohl sie erst spät zur Ruhe kam. Es hat auch wohl dazu beigetragen, daß allerhand ihre Seele bewegte, zumal das Gespräch, das sie mit Eugen de Hemptin geführt, und der Gedanke an Josaphat Mackenzie. Es ist so eine Sache, einen Mann heiraten zu sollen, über den die Leute sich nicht alles sagen, was sie wissen. Und dieses Gefühl hat sie bei Eugen, trotz aller Vorsicht des Onkels, sehr deutlich gehabt.

Selbst Clever ist von der frühen Störung überrascht, jedoch sofort bereit, auf alle Unternehmungen einzugehen. Juliane aber hat wenig Sinn für diese Bereitwilligkeit. Sie steht vor dem offenen Fenster einem stillen und perlgrauen Frühlicht gegenüber. Die Digue, an der das Hotel liegt, ist öde und menschenleer. Der kühle Morgenwind, der die Salzluft vom Meer herüberträgt, bewegt zitternd die verschlafenen Blätter der Bäume und Julianes Haar an den Schläfen. Von der See tönt monotones Brausen. Unter flachen Nebeln dehnt sich die graue Wasserfläche ohne Horizont in sanfter rhythmischer Bewegung.

Clever sitzt zu Julianes Füßen und stößt ab und zu ein kurzes Grunzen aus, das aber keinerlei Eindruck macht. Er liebt es nicht, wenn sein Gesichtsfeld solcherart beschränkt ist. Ein scharfes Kläffen endlich bringt es dahin, daß Juliane sich begütigend zu ihm hinunterbeugt und ihn auf die Fensterbank hebt. Er setzt sich zufrieden dicht neben sie, so daß sie die Wärme des kleinen, lebendigen Körpers an dem ihren fühlt, den die Kühle umhüllt hat. Mit blinzelnd zusammengekniffenen Augen hebt Clever den Kopf und wittert mit der beweglichen Nase der Salzbrise entgegen. Von ihm aus kann das jetzt so bleiben . . . Juliane krault mechanisch seinen Kopf. Er spürt die kosende Berührung hinter den Ohren und unter dem Kinn mit brünstiger Hingabe an die Seligkeit des Hundegemüts.

Der Nebel hat plötzlich leuchtende Ränder, gerät in Wallung und zerteilt sich. Wie ein erwachtes Auge glänzt unter ihm die feierlich übersonnte Fläche des Meeres. Damit scheint ein Entschluß über das Mädchen gekommen zu sein; Mit rascher Bewegung wendet sie sich und packt das Badezeug zusammen.

Clever steht schon zitternd in der Tür, ehe es noch so weit ist, daß sie leise geöffnet wird. Dann geht es, ebenso behutsam, die mit dicken Läufern belegte Treppe hinunter. Aus der Hoteldiele kommt der übernächtigte Geruch von kaltem Tabak, schalem Alkohol und Staub. Aufeinandergestellte Stühle türmen sich, nachdem man die Biegung zur zweiten Hälfte der Treppe erreicht hat. Der Hausdiener, in grüner Jacke und Schürze, hantiert mit dem eintönig summenden Staubsauger. In der zusammengeschobenen Drehtür steht ein dampfender Seifeneimer, um den Juliane herumgehen muß, um die Straße zu gewinnen. Der Nachtportier sieht ihr aus seinem Verschlag überrascht nach. Dann ordnet er weiter die Eingänge der ersten Post in die numerierten Zimmerfächer.

Am Strand ist kein lebendes Wesen zu sehen. Schief und vereinsamt stehen die Strandkörbe zwischen verlassenen Burgen. Das Ganze erinnert an die ausgegrabenen Trümmer einer verschollenen Stadt. Der Bademeister, im Überzieher, unter dem die braunen Sandalenbeine zu frösteln scheinen, löst die Kette an der Brücke und zieht die Fahne hoch, wie es zum Sonnenaufgang gehört. Er sieht dem ersten Badegast etwas ungläubig entgegen, beeilt sich aber, eine Kabine aufzuschließen, der der üble Geruch von Salzwasser und Teer entströmt.

Juliane geht hart an der glitzernden Brandung entlang. Mit leisem Zischen rollt das Wasser neben ihren Füßen auf den Sand. Hier ist der Strand glatt, sauber und eingeebnet von den nächtlichen Gezeiten. Eben erst kommt wieder die Flut auf.

„Das Wasser wird noch kalt sein, Mademoiselle", warnt der Bademeister. Die Flut hat das große Thermometer noch nicht erreicht, aber er hat seine Erfahrung.

„Das schadet mir nichts", beruhigte Juliane. „Ich bin es gewöhnt."

Wenige Minuten später watet sie hinaus. Das klare Wasser spritzt um ihre Knöchel. Der öde Strand, Steg und Badekabinen liegen hinter ihr; vor ihr das weite, brausende Wasser, von Sonne überschüttet.

Der Bademeister steht über die Brüstung gelehnt und schaut der schlanken Gestalt im Badeanzug nach, die, von heller Wärme umflimmert, entschlossen ausschreitet. Clever läuft, etwas bestürzt und unschlüssig, am Ufer hin und her, schwimmt dann wohl oder übel seiner Herrin nach.

Juliane stößt sich vom Boden ab, als ihr das Wasser bis zur Brust reicht. Schauernde Kälte schlägt über ihr

zusammen. Mit starken, sicheren Stößen strebt sie vorwärts. Herrlich, wie die Dünung den Körper wie auf wiegenden Armen trägt! Ein seltsam prickelndes Gefühl kommt dabei ganz tief aus der Brust, will als Lachen aus der Kehle. Wohlige Wärme durchpulst die gesunden, geröteten Glieder. Ein köstliches Gefühl des eigenen Ich gegenüber der freien Unendlichkeit!

Die sonnige Sandbank rechts voraus wird als Ziel genommen; schon Clevers wegen, der mit gehobener Schnauze prustend neben seiner Herrin herstrampelt. Dann liegen sie beide tiefatmend auf dem trockenen, schon wieder warmen Sand. Clever schüttelt sich aus wie ein nasser Schwamm, wirft sich bellend auf den Rücken und windet sich hin und her wie ein Aal. Er jault eine ganze Symphonie von Lebenslust und grundloser Seligkeit. Dann versucht er, mit warmer Zunge das salzige Gesicht Julianes abzulecken, die auf dem Rücken in der Sonne ruht, und, als das nicht erwünscht ist, die Füße.

(Fortsetzung folgt.)

Wahrheit um einen toten Prinzen.

Intimes aus Klein=Glienicke.

In den späten Nachmittagsstunden eines Septembertages dieses Jahres wurde von dem Peter=Pauls=Kirchlein in Nikolskoe bei Potsdam ein Sarg nach dem kleinen Friedhofe im Glienicker Schloßpark getragen. Jäger mit Windlichtern trugen den Sarg, dem der Geistliche voranschritt. Ein Herr und eine Dame folgten. Sohn und Witwe des Verstorbenen. Sonst war niemand da. Nur die Hunde des Toten, von einem Förster an der Leine geführt, wanderten mit. Unter zwei Pappeln an der Parkmauer war das schlichte Grab. Ein kurzes Gebet. Die Fackeln senkten sich trauernd. Erde fällt auf den Sarg. Friedrich Leopold von Preußen, Wilhelms II. Schwager, ist beerdigt.

Die öffentliche Meinung hatte bei Lebzeiten nicht viel Gutes von ihm gesprochen. Nach seinem Tode hielt sie es nicht besser. Die wohlwollendste Stimme war es noch, die ihn als verschrobenen Sonderling erscheinen ließ. Die meisten wußten Schlimmeres über ihn zu erzählen.

Die Linie Friedrich Karl, — die von Prinz Karl, Bruder Friedrich Wilhelms IV. und Wilhelms I. abstammt, — ist, abgesehen von ihrem Reichtum, kein Ast am Baume der Hohenzollern gewesen, der in heiterer Sonne gedieh. Unberechenbarkeit, Jähzorn, zügellose Neigungen waren in diesem Zweig der Hohenzollern heimisch, das Wort Liebe ein Ausdruck, der eigentlich nur von der Bibel her geläufig war.

So kam es, daß Friedrich Karls Sohn, Friedrich Leopold, den Schikanen eines maßlos strengen, in verknöcherten Anschauungen erstarrten Hofmeisters überlassen blieb, dessen Erziehungsmetehoden späterhin in manchen Schrullen und Sonderbarkeiten des Prinzen unverwischbar zum Ausdrucke kamen. Immerhin, was noch auszuglätten, zu mildern gewesen wäre, war durch die Bismarck'sche Heiratspolitik, in die der junge Prinz geriet, endgültig zum Schlechteren gewandt. Es galt, den wenig begüterten letzten Augustenburger, dessen Krone und Schleswig=Holsteiner Land im dänischen Krieg von Preußen verschluckt worden war, zu entschädigen. In diesem Falle waren es gute Heiratspartien, die Bismarck dem Herzog für seine beiden Töchter anbot. Auguste Viktoria war die Gattin des Prinzen und nachmaligen Kaisers Wilhelm, und für ihre Schwester Sophie fand man als Partner den reichsten Hohenzollern=Prinzen, Friedrich Leopold. Der Prinz heiratete Sophie, nicht ohne vorher einen wahren Tobsuchtsanfall erlitten zu haben; denn sein Herz gehörte der jüngsten Tochter der Kaiserin Friedrich, der Prinzessin Margarete.

Die Ehe mit der Augustenburgerin stand unter einem wenig glücklichen Stern. Die Eigenheiten Friedrich Leopolds traten mit der Zeit stärker betont hervor und die Prinzessin, eine herrschsüchtige und im Gegensatz zu ihrem Gatten wenig großzügige Natur, war nicht danach angetan, diese Unebenheiten auszugleichen. Trotzdem muß hier festgestellt werden, daß die Geschichten über die Ehe des Prinzen und über die angeblich schlechte Behandlung der Prinzessin in das Land der Märchen gehören. Insbesondere die Geschichte von dem Unfall der Prinzessin beim Schlittschuhlaufen, die von der geschäftigen Fama in einen Selbstmordversuch der Prinzessin umgedichtet wurde. In Wirklichkeit war die Prinzessin, statt der Vorschrift entsprechend Kammerherr und Diener mitzunehmen, mit der Hofdame allein zum Schlittschuhlaufen gegangen und bei dieser Gelegenheit samt ihrer Begleiterin ins Eis eingebrochen, aus dem sie mit großer Mühe von herbeilaufenden Landleuten gerettet wurde. Die Diskussion, die sich dann zwischen Kaiser Wilhelm und dem zur Audienz befohlenen Prinzen wegen dieser Fahrlässigkeit entspann, endete bei der gereizten Stimmung, die zwischen den beiden Schwagern von jeher herrschte, damit, daß der leicht aufbrausende Friedrich Leopold sich jede Einmischung in seine Familienangelegenheiten verbat. Die Folge davon war ein sechswöchiger Hausarrest; erst nach einem vollen Jahr kehrte der Prinz an den Berliner Hof zurück.

Im allgemeinen war der Prinz ein Mensch von festen Moralbegriffen, keineswegs ein Trinker und noch weniger ein Spieler. Er unterhielt keine Liebschaften mit Frauen und war von Verirrungen frei, über die leider gerade in seinen Kreisen oft mehr als nötig zu reden war. Er lebte zurückgezogen und seine Zeit verrann zumeist zwischen militärischem Dienst und dem Heim in Schloß Glienicke. Die Hofbeamten insbesondere das Forstpersonal und die Dienerschaft hingen trotz seiner etwas jähzornigen Art sehr an ihm. Er war sehr besorgt um das leibliche Wohl seiner Leute, und wenn es manchmal zu ernsteren Unstimmigkeiten mit dem Hofpersonal kam, war es zumeist weit mehr der Einfluß der Prinzessin als sein eigener Wille. Dieses Verhältnis der Prinzessin zur Hofhaltung wurde noch bedeutend schlechter, als sie unter den Einfluß einer untergeordneten Angestellten geriet, der sich allmählich bis in die Spitzen der Beamtenschaft verderblich fühlbar machte. Man hat alles Mögliche über die Eigenheiten des Prinzen Leopold erzählt. Wahr daran ist nur, daß er eine etwas eigensinnige Natur war, die sich leicht in Streitigkeiten verwickelte, wie seine zahlreichen Prozesse zeigten, und daß er eine außerordentliche Vorliebe für Kleider und ganz besonders für Schuhe besaß, von denen er stets eine Unzahl in seinen Schränken zu stehen hatte. Auch die Dienerschaft mußte stets zum „Kleiderrapport" erscheinen, wobei ihn der kleinste Fehler leicht aus dem Häuschen brachte.

Die Vermögensverhältnisse des Hauses Friedrich Leopold hatten sich durch den Umsturz stark verschlechtert. Es nützte ihm wenig, daß er bei Ausbruch der Revolution, wie er ausdrücklich betonte, „als Träger des bürgerlichen Gedankens innerhalb des preußischen Königshauses" die rote Fahne auf Schloß Glienicke hißte. Sein Palais am Wilhelmsplatz wurde trotzdem sogleich beschlagnahmt, und um Krojanke und Glienicke mußte er jahrelang Prozesse führen, die schließlich zu seinen Gunsten ausfielen. Die letzte Sympathie der Familie Hohenzollern und der Potsdamer Gesellschaft hatte er sich aber gründlich verscherzt. Allerlei unglückliche Spekulationen beschleunigten den Verfall des Vermögens. Und auch daran war die Prinzessin nicht ohne Schuld. Stets bestrebt, für die Verschwendungssucht und Spielleidenschaft ihres jüngsten Lieblingssohnes Friedrich Leopold aufzukommen, hatte sie ihr Ohr allerhand zweifelhaften Elementen geliehen, die den Prinzen in allerlei Verlustreiche Transaktionen verwickelten. In Lugano, wohin die prinzliche Familie einige Jahre nach dem Umsturz übergesiedelt war, gingen alle möglichen Konjunkturritter aus und ein.

Hatte der Prinz in seiner Ehe und in der Verwaltung seiner irdischen Güter wenig Glück, so artete dieses Mißgeschick bei den Kindern zu einer wahren Tragödie aus. Sein Sohn Friedrich Karl fiel als Flieger im Weltkrieg. Sein Lieblingskind, die schöne und begabte Prinzessin Margarete, deren Züge schon früh von ahnungsvoller Schwermut beschattet waren, starb 1923 an den Folgen einer tückischen Grippe, drei Jahre, nachdem ihre Ehe mit dem Prinzen Reuß geschieden worden war. Der Tod dieses Kindes warf den Vater, an dem sie mit großer Liebe gehangen hatte, in einen schweren Nervenanfall. Die Beerdigung der Prinzessin fand, ohne daß er, der damals in Lugano weilte, ihr das letzte Geleit hätte geben können, in Glienicke statt. Nicht, wie es Prinzessin Sophie wollte, im

Stillen und Geheimen, sondern mit allem höfischen Pomp. Das war der Wunsch der Sterbenden gewesen, die sich nie mit ihrer Mutter verstanden hatte, und Prinz Friedrich Sigismund, der Bruder, setzte mit aller Energie den letzten Willen der Schwester durch. Einige Jahre später stürzte Prinz Friedrich Sigismund so unglücklich mit dem Pferde, daß er kurz darauf verschied. Das zweite Kind, an dem der bedauernswerte Vater mit ganzem Herzen gehangen hatte, war dahin gegangen. Es blieb nur noch ein Sohn, Friedrich Leopold, übrig, der jüngste und zugleich das Sorgenkind des Vaters. Das Leben, das der junge Prinz, immer beschützt und entschuldigt von seiner Mutter, führte, trug nicht wenig zum Vermögensverfall des Hauses bei. Ein Versuch, sich auf einer Reise in Amerika durch eine Heirat mit einer Dollarprinzessin zu rangieren, schlug fehl, weil er sich auf die Reise, allzu unbekümmert, einen Freund mitgenommen hatte.

In den letzten Jahren zog sich Prinz Friedrich Leopold immer mehr und mehr zurück und führte zum Schluß das Leben eines Sonderlings, dem es vollständig gleichgültig war, was die Leute über ihn dachten und ob sie etwa darüber zeterten, daß er pietätlos sogar die Flöte Friedrichs des Großen versteigern lassen wollte. Ein Schlaganfall erlöste ihn vor wenigen Wochen von diesem Dasein. Das Leben eines enttäuschten, im Innersten unglücklichen Menschen war vollendet, und es war ein tragisches Gleichnis seines Lebens, daß er, einst von Glanz und dienernden Menschen umgeben, sich als letzte Begleitung seine — treuen Hunde wünschte.

Die Linie Friedrich Karl war nie ein Ast am Baume der Hohenzollern gewesen, der in heiterer Sonne gedieh . . .

Rätsel der künstlerischen Inspiration.

Wie Schubert den „Erlkönig" komponierte. — Chopins Totenskelett. — Galsworthys Gespensterbesuch.

Von Dr. Hans Hillebrand.

Zu dem achtzehnjährigen Franz Schubert kamen eines Tages zwei Freunde. Sie trafen ihn zwar zu Hause, doch befand er sich in einer ihnen unerklärlichen Gemütsverfassung. Sein Blick ging über beide hinweg ins Wesenlose. Es schien, als erkannte der junge Meister seine eigenen Freunde nicht mehr.. Mit einem Band Goethe'scher Gedichte in der Rechten wanderte er ruhelos in seinem Zimmer auf und ab. Plötzlich setzte er sich und schrieb, ohne sich im geringsten um die Freunde zu kümmern, in kürzester Frist und ohne mit der Feder zu stocken, eine Komposition nieder. Es war die Vertonung des „Erlkönig", geschaffen im Rausch künstlerischer Eingebung.

Auch von Goethe wissen wir, daß er mitten in der Nacht zuweilen aufwachte und dann ein Gedicht, das plötzlich klar vor seinem geistigen Auge stand, in einem Zuge niederschrieb. Tartini hörte seine Teufelssonate im Traum und komponierte sie sofort nach dem Erwachen. Von Raphael wird erzählt, er habe wochenlang vergeblich versucht, seiner Madonna den Glanz überirdischer Schönheit zu verleihen. Eines Nachts fuhr er hoch und erblickte das Wunschbild seiner künstlerischen Phantasie in höchster Vollendung. Nach dieser Offenbarung gelang ihm die meisterliche Gestaltung seiner Madonna.

Beethoven „brüllte wie ein Tier", wenn der Rausch der Inspiration ihn übermannte. Schwindelnde Glücksempfindungen beseelen in diesem Augenblick der Eingebung so manchen schaffenden Künstler. Andere wiederum fühlen sich wie zerschlagen, wenn die Inspiration ihnen das Gesetz des Schaffens vorschreibt. Unter Schmerzen, Ängsten und in grenzenloser Verwirrung schuf Richard Wagner manche seiner bedeutendsten Opern. Chopin soll überlieferungsgemäß ein Skelett in seinen Armen gehalten haben, als er seinen wundervollen „Trauermarsch" komponierte. Die unmittelbare Berührung mit den Gebeinen eines Verstorbenen wirkte gleichsam als Mittel einer Inspiration, die ihn zu höchster Musikalität beschwingte.

Wie viele Künstler bedurften und bedürfen auch heute noch alkoholischer oder narkotischer Reizmittel, um den Gipfel ihrer Schaffenskraft zu erreichen! Lombroso will z. B. in Poes Werken unzählige Male Spuren unmittelbarer Einwirkung von Alkohol und Opium gefunden haben. Auch der Musik als Anreizmittel bedienen sich manche Künstler, und zwar nicht nur die Musiker, gern. Gerhart Hauptmann schreibt bekanntlich am liebsten, wenn seine Frau stundenlang in einem Zimmer über ihm Klavier spielt. Oft genügen — besonders bei Schriftstellern — schon starke Sympathiegefühle (Mitleid mit der Umwelt, Liebe, Hochachtung, Kongenialität gegenüber Einzelwesen), um jenen Zustand schöpferischer Bereitschaft herbeizuführen, den die Psychologie allgemein als „Einfühlung" bezeichnet. Aber auch ästhetisches Wohlbehagen an schönen Gebilden der Natur und Kunst kann inspirationsfördernd sein.

Bezeichnend für jede Art der künstlerischen Eingebung ist es ferner, daß der Künstler sie als ein Gnadengeschenk empfindet, das ihm plötzlich und unerwartet zuteil wird, nicht aber als Frucht schöpferischer Anstrengungen. Und mancher Künstler wird von der Vorstellung beherrscht, eine fremde Macht habe Besitz von ihm genommen. „Furor sacer" — „heiliger Schrecken bemächtigte sich nach Ansicht der antiken Menschen jener Priesterinnen und Seher, wenn der Dämon, eben die Inspiration, aus ihnen sprach. Musset vernahm angeblich in Augenblicken höchster Schaffensfreudigkeit die Stimme eines unsichtbaren Wesens. „Es" flüsterte ihm dichterische Einfälle ins Ohr.

Der englische See- und Kriminalschriftsteller Joseph Conrad, ein sehr bibelgläubiger Mensch, hat gelegentlich den Zustand unerhörter Spannung beschrieben, in dem er seinen „Nostradamus" schuf. „Zwanzig Monate lang" bekennt er, „hatte ich auf jede Bequemlichkeit des Daseins, wie sie sich selbst dem ärmsten Menschen bietet, verzichtet, und wie einer der Propheten des Testaments mit meinem Dämon um mein Werk gekämpft." Er, der erfahrene Seemann und Weltumsegler, kennzeichnet an anderer Stelle diesen merkwürdigen Zustand noch plastischer: „Es war gleichsam, als ob man zur Winterszeit, wenn die gewaltigen Passatwinde blasen, um das Kap Horn herumsegelt. Auch das ist ein persönlicher Kampf jedes einzelnen Menschen, den er, losgelöst von der übrigen Welt, mit seinem Schöpfer auszufechten hat."

Nicht jedem Künstler fällt die Auseinandersetzung mit seiner Eingebung so leicht wie beispielsweise John Galsworthy. Auch er hat der Mitwelt erzählt, wie es zugeht, wenn die Schemen seiner dichterischen Phantasie feste Gestalt annehmen. Vor der Niederschrift seiner „Forsyte Saga" setzte er sich an seinen Diplomatenschreibtisch, zündete sich geruhsam eine Pfeife an und lud dann die Mitglieder des erlauchten Geschlechts Forsyte höflich ein, von ihm, d. h. von den Zellen seines Gehirns Besitz zu ergreifen. Dann kamen die unsichtbaren Gestalten der Sage, eine nach der anderen, und sprachen zu ihm. Der Dichter aber konnte nichts weiter tun, als wie ein passives Medium das innerlich Gehörte sofort zu Papier zu bringen.

Die moderne psychologische Forschung hat versucht, die Dämonie der künstlerischen Eingebung auf unkontrollierbare Kräfte des menschlichen Unterbewußtseins zurückzuführen. Alle seelischen Eindrücke und Vorstellungen sammeln sich im Unterbewußtsein des Menschen wie in einem Behälter, der keinen Tropfen Flüssigkeit durchläßt. Und mit diesem Material, das als Energie niemals verloren gehen kann, arbeitet die schaffende Phantasie des für alle Reize besonders empfänglichen Künstlers im Unterbewußtsein weiter, bis es plötzlich in Form einer Inspiration über die Bewußtseinsschwelle gelangt.

Wenn du den Mut verlierst, verlierst du auch die Kraft,
Zu wirken und dein Werk verkümmert krüppelhaft.

Wenn der gesunkene Mut auf einmal wieder steigt,
Zu wilden Ranken ist alsdann der Trieb geneigt.

Drum bitte täglich Gott, daß er dich streng wie gütig
Nie mutlos lasse sein, noch werden übermütig.

N. St.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.